

Dark Town

1948 stellte das Atlanta Police Department die erste Einheit farbiger Polizisten in seiner Geschichte auf. Lucius Boggs und Tommy Smith, gerade erst aus dem Krieg zurückgekehrt, gehören dazu. Als eine junge Frau tot aufgefunden wird und der Fall scheinbar niemanden zu kümmern scheint, machen sie sich auf die gefährliche Suche nach der Wahrheit. ‚Darktown‘ erzählt zutiefst bewegend von einem gespaltenen Amerika, dessen Rassismus bis heute fortbesteht und ist gleichermaßen ein fesselnder Kriminalroman wie auch ein grandioses Gesellschaftsportrait. (Aus dem Klappentext)

Die FAZ kommentiert: „Thomas Mullan führt den Leser (aber auch die Leserin – J.G.) ins Herz der Südstaatenfinsternis.“ Was gibt es da noch zu überlegen, als es als Lektüre im Unterricht zu verwenden?! (JG)

Es war fast Mitternacht, als einem der neuen Laternenpfähle auf der Auburn Avenue die

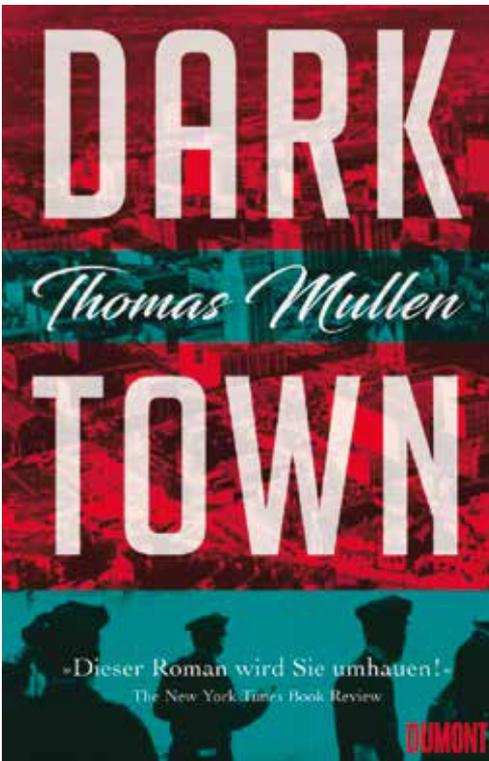
zweifelhafte Ehre zuteil wurde, als Erster von einem Auto gerammt zu werden. Die Scherben des zersplitterten Frontscheinwerfers eines weißen Buicks verteilten sich über dem Gehweg unter dem jetzt schiefen Pfahl.

Die Heuschrecken surrten unbeirrt in der stickigen Juliluft weiter. In der ganzen Stadt hatten die Leute die Fenster geöffnet, der Aufprall hatte sicher einige geweckt. Keine zehn Meter entfernt stand ein einsamer Fußgänger, ein alter Mann auf dem Heimweg, der die Böden einer Zuckerfabrik gefegt hatte. Er war zurückgewichen, als das Auto über den Bordstein gesprungen war, aber jetzt stand er da, gespannt, ob der Laternenpfahl doch noch umfallen würde. Was nicht passierte. Zumindest noch nicht.

Der Buick setzte langsam zurück, das Vorderrad löste sich vom Bordstein. Diese Bewegung veranlasste den Laternenmast, sich in die andere Richtung zu neigen, zu weit, und wieder zurückzuschwingen wie ein gigantisches Metronom.

Der Fußgänger hörte, wie eine Frau etwas rief wie: »Was zum Teufel machst du da? Bring mich einfach nach Hause.« Der Fußgänger schüttelte den Kopf und schlurfte davon, bevor noch etwas Schlimmeres passierte.

Ob man die Laternenpfähle tatsächlich als »neu« bezeichnen konnte, war eine Frage der Perspektive. Eigentlich waren sie schon ein paar Monate alt, doch bedachte man, wie viele Jahre die Oberhäupter der farbigen Gemeinde von Atlanta gebraucht hatten, um den Bürgermeister von ihrer Notwendigkeit zu überzeugen, und wie viele Jahre die Negroes auf ihrer belebtesten und reichsten Straße im Dunklen hatten laufen müssen, fühlten sich die vom Himmel geschickten Straßenlaternen immer noch wie neu an.



Eine Trilogie, von der der empfohlene Titel ‚Dark Town‘ (New York 2016, dt. 2018) bereits seit 2019 als Taschenbuch vorliegt. (ISBN 978-3-8321-6504-8, 478 Seiten, 12 Euro); der zweite Band ‚Weißes Feuer‘ (Darktown 2) erschien 2019; ein dritter Band ist für diesen Herbst (‚Lange Nacht‘; Darktown 3) angekündigt

Das alles wusste der Fahrer des Buicks nicht.

Als er versucht hatte, auf der leeren Straße zu wenden, hatte er seinen Wendekreis falsch eingeschätzt. Oder die Breite der Straße, oder die Physik im Allgemeinen. Vermutlich hatte er auch nicht bemerkt, dass nur zwei Querstraßen weiter zwei Beamte der Polizei von Atlanta standen.

*

Fünf Minuten zuvor hatte Officer Lucius Boggs seinen Partner Tommy Smith endlich auf sein Hinten angesprochen.

»Das ist doch nicht beim Baseballspielen passiert. Gib's zu.«

»War eben ein harter Slide«, sagte Smith.

»McInnis hast du aber erzählt, du bist auf die dritte Base zugerannt.«

Beim morgentlichen Appell hatte Smith ihrem Sergeant, McInnis, versichert, dass sein Knie in Ordnung sei, eine kleine Verstauchung aus einem Match mit Freunden. *Sie wissen ja, wie diese Plätze sind, Sir, man hat null Haftung.* McInnis hatte mit versteinertem Blick zugehört, als hätte er in seinem Leben schon mehr als genug Blödsinn von Farbigen vernommen, doch beschlossen, dass die Angelegenheit es nicht wert sei, nachzubohren.

»Ich bin aus 'nem Fenster gefallen«, gab Smith jetzt gegenüber Boggs zu. Sie standen auf der Hilliard Street, nur drei Querstraßen vom Negro YMCA entfernt, dessen Untergeschoss ihnen als provisorisi-

sche Wache diente. Um die Uhrzeit war die Sonne längst verschwunden, doch sie hatte mehr als genug Hitze bis zu ihrem nächsten Auftauchen dagehalten. Beide Polizisten hatten ihre Unterhemden durchgeschwitzt, und selbst ihre Uniformen waren feucht.

»Aus deinem?«

»Was glaubst du?«

Boggs verschränkte die Arme und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. »Und welche Lady wolltest du mit deinen akrobatischen Fähigkeiten beeindruckend?«

»Eigentlich hat sie meine Akrobatik anfangs ganz gut unterhalten. Bis ihr Mann in die Wohnung gestürmt kam.«

»Bist du irre?«

»Mir hat sie erzählt, dass er sie verlassen hat. Seine Zelte in Detroit aufschlägt. Meinte so was wie, sie braucht einen Anwalt wegen der Scheidungspapiere.«

Beamte der Polizei von Atlanta waren angewiesen, sich an einen strikten ethischen Kodex zu halten: kein Alkohol, noch nicht einmal privat und keine Frauengeschichten, doch bis zu Tommy Smith war das offensichtlich noch nicht durchgedrungen. Negro-Officer mieden pflichtbewusst jeglichen Alkohol, denn sie wussten, dass Zeugen sie jederzeit melden konnten und sie damit ihren Job verlieren würden, doch Smith war mit der Vorstellung, plötzlich auf dem Pfad der Tugend zu wandeln, völlig überfordert.



Fotos: Victoria Pickering; cc: Flickr, 2020, gemeinfrei

»Du spielst mit deinem Leben.«
 »Von Verheirateten lass ich *grundsätzlich* die Finger.«
 »Außer von der. Und dem Mädchen mit den kandierten Pekannüssen. Und der ...«
 »Das ist was anderes. Wir kannten uns schon ewig.«
 Sie setzten sich wieder in Bewegung.
 »Und was ist dann passiert?«
 »Was glaubst du denn? Hab mir die Hose hochgezogen und bin aus dem Fenster gesprungen.«
 »Welches Stockwerk?«
 »Drittes,«
 »Nein!«
 »Eins von diesen Häusern ohne Feuerleiter. Dafür gehe ich noch ziemlich aufrecht, würde ich sagen.«
 »Was war mit dem Ehemann?«
 »Ich bin nicht geblieben und hab gelauscht.«
 »Machst du dir gar keine Sorgen?«
 »Sie kam mir vor wie ein Mädchen, das auf sich aufpassen kann. Eins, das sich was einfallen lässt.«

Boggs war der Sohn eines Priesters, und obwohl er beschlossen hatte, nicht in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, war ihm die Vorstellung, sich wie sein Partner quer durch die Stadt zu vögeln, gänzlich fremd. Seine eigene Erfahrung mit Frauen beschränkte sich auf harmlose Verabredungen mit wohlgezogenen und gebildeten jungen Frauen der besseren Negro-Gesellschaft, zudem hatte er gerade erst eine gelöste Verlobung mit einem Mädchen hinter sich, dem der Gedanke, der eigene Ehemann könne jederzeit nachts erschossen oder erschlagen werden, dann doch zu sehr zu schaffen gemacht hatte.

Ein Streifenwagen tauchte auf, die Frontscheinwerfer waren seltsamerweise ausgeschaltet. Auf der Hilliard gab es weder Straßenlaternen noch einen Gehweg. Sie hörten auf zu reden und blieben stehen, fragten sich, ob sie zurücktreten sollten oder ob sie das wie Schwächlinge aussehen ließ.

Dann beschleunigte der Wagen, und sie wichen tatsächlich auf einen Flecken Gras und Unkraut aus, der jemandem als Vorgarten diente. Der Einsatzwagen hielt auf sie zu, kam leicht ins Schlingern und legte dann eine Vollbremsung hin.

Sie erblickten flüchtig die Gesichter von zwei weißen Polizisten, die sie nicht kannten. Offensichtlich Cops aus einem anderen Bezirk, die nur auf Durchreise waren.

»Uuuuh-uuuh-uuuh!«, brüllten die weißen Cops.

»Aaah-aaah-aaah!«

Affen- und Orang-Utan-Laute. Vielleicht ein bisschen Gorilla dabei.

»Wuu-wuu-wuu-bugga-bugga!«

»Passt auf eure Ärsche auf, Nigger!«

Dann raste der Streifenwagen davon, die weißen Cops darin hysterisch lachend.

Man durfte sich die Angst nicht anmerken lassen. Für die war das nur ein harmloser Scherz, selbst wenn sie mit dem Auto auf einen zuhielten, während man gerade über die Straße ging; selbst wenn sie einen beinahe erwischten. Boggs hatte mehr als nur einmal versucht, einen Streifenwagen anzuhalten, als er Hilfe bei einer Verhaftung benötigte, und mehr als nur einmal hatte der Wagen Kurs auf ihn genommen, bis er zur Seite springen musste. Im Anschluss Gelächter. Klar, wenn sie eines Tages tatsächlich einen der farbigen Polizisten überfahren würden, dann würden sie halt behaupten, es sei ein Unfall gewesen.

Boggs und Smith war die Lust auf Anekdoten



vergangen, als sie die Ecke Auburn erreichten. Die Nacht war still, vom beinahe mechanischen Surren der Heuschrecken und dem Frage- und Antwortspiel der Grillen abgesehen. Die Leuchtreklame über Bailey's Royal Theater war erloschen, genau wie die Lichter der Juwelier- und Schneiderläden. Im dritten Stock des Bürogebäudes der Atlanta Life Insurance Company hatte jemand eine Lampe angehängt, doch bis auf die Straßenlaternen blieb es dunkel. Dann hörten sie den Aufprall.

Sie drehten sich um, in der vagen Hoffnung, dass der Streifenwagen einen Hydranten gerammt hatte oder in eine Mauer gerast war, doch stattdessen sahen sie zwei Blocks weiter einen weißen Buick auf dem Bordstein und einen tanzenden oder zumindest torkelnden Laternenmast. Sie beobachteten, wie das Licht einmal flackerte, dann noch einmal, es erinnerte sie an ihre elektrischen Lampen zu Hause bei Gewitter.

Der Buick setzte zurück. Von hier aus konnten

sie das Nummernschild nicht entziffern. Dann kam er auf sie zu.

Keine drei Monate waren sie jetzt Streifenpolizisten rund um die Auburn Avenue (die Gegend, in der sie bis auf die Kriegsjahre immer gewohnt hatten) und die West Side auf der anderen Seite von Downtown. Noch vertraute man Atlantas acht schwarzen Polizisten keine Streifenwagen an, doch zumindest durften sie Uniformen tragen. Schwarze Mützen mit dem goldenen Kranz der Stadt, dunkelblaue Hemden, auf die ihre glänzenden Dienstmarken gepinnt waren und schwarze Krawatten (Smith trug als einer von nur zwei Cops Fliege, weil er das schneidiger fand). Ihre breiten Gürtel waren beschwert mit einem Arsenal aus Waffen und Ausrüstungsgegenständen, darunter auch Schusswaffen, was eine Menge weißer Leute in Atlanta und Umgebung in Angst und Schrecken versetzte.

Boggs trat auf die Straße und hob die Hand. Die weißen Cops mochten ja Spaß am Versuch haben, ihre farbigen Kollegen zu überfahren, doch Zivilisten tickten da anders. Hoffte er. Der Buick fuhr langsamer als erlaubt, so, als schämte er sich. Seine Scheinwerfer spiegelten sich in Boggs' Marke.

Der Buick hielt an.

»Er lässt den Motor laufen«, sagte Smith nach ein paar Sekunden.

Boggs trat zur Fahrertür, Smith lief parallel zu ihm über den Gehweg zur Beifahrertür. Die Sohlen von Smiths Schuhen erzeugten so gut wie kein Geräusch, denn an jenem Morgen hatte jemand den Asphalt so gründlich gefegt, dass kein Zweig und keine Kippe weit und breit zu sehen war.

Das gleißende Scheinwerferlicht hatte es ihnen bisher unmöglich gemacht, einen Blick in den Wagen zu werfen. Nur die Silhouetten eines Fahrers mit Hut und eines Beifahrers ohne waren zu erkennen gewesen.

Boggs öffnete den Mund und wollte nach Führerschein und Zulassung fragen, als er sah, dass der Fahrer weiß war. Damit hatte er nicht gerechnet. Womit er gerechnet hatte, war, dass der Fahrer betrunken war und damit lag er richtig. Während der korpulente weiße Mann ihn mit einer Mischung aus Unmut und Verachtung anstarrte, wurde Boggs von einer Alkoholfahne eingenebelt.

»Kann ich bitte Ihren Führerschein und Ihre Zulassung sehen, Sir?«

Man traf nicht besonders viele Weiße in Sweet Auburn, dem reichsten Negro-Viertel in Atlanta – oder in der ganzen Welt, wie es unter Kleinkriminellen hieß. Abenteuerlustige Weiße, die in den finsternen Ecken der Stadt nach Glücksspiel oder Huren Aus-



schau hielten, trieben sich normalerweise in der Decatur Street entlang der Bahngleise herum, eine halbe Meile südlich von hier. Oder sie gerieten in eine der ruchlosen Gegenden, die von farbigen Polizisten patrouilliert wurden. Dieser Bursche hier hatte sich entweder verfahren oder war so besoffen und dämlich, dass er dachte, jedes farbige Stadtviertel eigne sich zur Befriedigung seiner Triebe, wobei sich in der Gegend eigentlich überwiegend Kirchen, Immobilienbüros, Banken, Versicherungsgesellschaften, Beerdigungsinstitute, Friseurläden und um diese Uhrzeit längst geschlossene Restaurants befanden. Es gab ein paar Nachtclubs, doch das waren anständige Läden, in denen sich Negroes trafen und Weiße wurden nur an Samstagen eingelassen, wenn Negroes der Zutritt verboten war.

Der graue Filzhut saß weit oben auf dem Kopf des Fahrers, so als hätte er sich gerade den Schweiß von der Stirn gerieben. Was sich auch weiterhin empfahl, denn seine Haut glänzte immer noch.

Sein Haar war hellgrau, seine blaue Krawatte saß locker und sein Leinensakko war zerknittert. Er wirkte durchgeschwitzter, als man als Autofahrer wirken sollte, dachte Boggs. So als hätte er gerade etwas sehr Anstrengendes hinter sich.

Auf der anderen Seite des Wagens filzte Smith seine Beifahrerin mit Blicken. Sie trug ein gelbes Sommerkleid, eins von der Art, wie sie ihn schon im Frühling anmachten, und auch jetzt im tiefsten Sommer war er niemand, der sich über die Hitze beklagte, solange die Frauen von Atlanta dabei halbnaakt durch die Gegend liefen. Sie war klein genug, um ihre Beine im Fußraum übereinanderzuschlagen, der Saum ihres Kleides bedeckte ihr Knie. In einem kleinen Medaillon, das aussah, als würde es an ihrem schweißnassen Hals kleben, brach sich das Licht.

Nur für den Bruchteil einer Sekunde nahm sie Blickkontakt mit Smith auf, doch das reichte ihm für ein paar Fakten. Sie hatte helle Haut und war jung, maximal Anfang zwanzig. Das Rot auf der



rechten Seite ihrer Lippen passte nicht zum Rot ihres Lippenstifts. Rot und leicht geschwollen. Obwohl Smith den Fahrer nicht erkennen konnte, erahnte er die Hautfarbe des Mannes anhand der Art, wie sich Boggs' Stimme leicht veränderte, als er nach den Papieren fragte. Nicht zwangsweise unterwürfig, aber höflicher, als es die Situation erforderte.

»Nein, kannst du nicht«, antwortete der Fahrer.

Boggs war bewusst, dass die rechte Hand des Mannes neben ihm auf dem Sitz lag und er sie deshalb nicht sehen konnte. Boggs beschloss, vorerst nicht darauf einzugehen und darauf zu hoffen, dass Smith sie im Auge behielt. Die linke Hand des Mannes lag beiläufig auf dem Lenkrad, der Motor lief immer noch.

»Sie haben einen Laternenmast gerammt, Sir.«

»Ich hab ihn höchstens leicht gestreift.« Er sah Boggs noch nicht einmal an.

»Er hängt schief und muss repariert werden. Außerdem«



»Du verschwendest meine Zeit, Junge.«

Für einen kurzen Moment war nichts zu hören als das Crescendo der Laubheuschrecken, erst dann ließ sich der Mann dazu herab, Boggs anzusehen. Nur um zu kontrollieren, wie sein Satz bei dem vorlauten Negro angekommen war. Doch Boggs ließ sich nicht das Geringste anmerken. Er war sehr gut darin, völlig ausdruckslos zu wirken, das wusste er. Eltern, Lehrer, Freundinnen hatten es ihm bestätigt. *Woran denkst du? Wo bist du gerade? Er hatte diese Fragen immer gehasst. Ich bin genau hier. Ich denke einfach nur nach, mach mir meine Gedanken. Und nein, ihr könnt sie nicht lesen.*

Normalerweise schaute man weißen Leuten nicht direkt in die Augen. Doch Boggs war die Polizei. Es war erst das dritte Mal, dass er und Smith es mit einem weißen Straftäter zu tun hatten. Farbige Beamte liefen nur in den farbigen Vierteln Streife, und Weiße verirrt sich nur selten dorthin.

»Ich muss Ihren Führerschein und Ihre Zulassung sehen, Sir.«

»Du musst gar nichts sehen, Junge.«

Boggs fühlte, wie sein Herz raste, und befahl sich, ruhig zu bleiben.

»Bitte schalten Sie den Motor aus, Sir«, sagte er, und ihm wurde bewusst, dass er genau mit dem Satz hätte anfangen sollen.

»Du darfst mich doch gar nicht festnehmen, und das weißt du.«

Auf der anderen Seite nutzte Smith die Gunst der Stunde, um den Rücksitz zu durchleuchten. Außer einem Straßenatlas auf dem Boden konnte er nichts erkennen. Der Wagen war vor dem Krieg hergestellt worden, doch er befand sich in gutem Zustand, der Lack glänzte. Smith richtete das Licht auf den vorderen Sitz, auf dem die Frau geradeaus starrte, ihre Haare verweigerten ihm die Sicht auf sie. Er hatte gehofft, der Lichtstrahl würde sie dazu bringen, ihn anzuschauen, damit er ihre Verletzung inspizieren oder noch weitere finden konnte, doch sie wandte sich noch mehr von ihm ab.

Im Gegensatz zu Boggs hatte Smith einen guten Blick auf die Fläche zwischen Fahrer und Beifahrer. Er sah, dass die rechte Hand des Mannes schützend auf einem großen braunen Umschlag lag.

»Ich bin autorisiert, Ihnen einen Strafzettel auszustellen, und genau das werde ich tun. Ich kann außerdem jederzeit weiße Beamte rufen, falls eine Festnahme notwendig wird. Denke nicht, dass das bei einer Verkehrswidrigkeit sein muss, aber wenn Sie es mit Ihrem Ton drauf ankommen lassen wollen, dann steh ich ganz zu Diensten.«

Der weiße Mann lächelte amüsiert.

»Oh. Oh, verdammt. Du bist einer von den ganz hellen Jungs, oder?« Er nickte, musterte Boggs von oben bis unten, als bestaunte er zum ersten Mal ein exotisches Raubtier, das der Zoo neu importiert hatte. »Ich bin schwer beeindruckt. Ihr habt's ja

INTERVIEW

Jamal Joseph trat 1967 als 15-jähriger in die **Black Panther Party** ein. 1968 kam er ins Gefängnis und stieg zu einem der jüngsten Anführer der Black Panther auf. Während einer fünfeinhalbjährigen Gefängnishaft erwarb er zwei Hochschulabschlüsse und schrieb mehrere Theaterstücke. Heute lehrt er als Professor an der Columbia University in New York Film und Medien. Die Text-Auszüge stammen aus einem Interview, das Jonathan Fischer für die Süddeutsche Zeitung machte, veröffentlicht am 4.6.2020

Als Sie ein junger Anführer der Black Panther Party in New York waren, erklärte das FBI alle, die sich der Bewegung angeschlossen hatten, zu Terroristen und Weißen-Hassern. Bemüht die Rechte heute dieselben Vorurteile gegen die Black-Lives-Matter-Bewegung?

Jamal Joseph: Ich muss an meinen ersten Tag als Black-Panther-Rekrut denken: Ich kam zu ihrem Büro und erwartete, dass sie mir ein Gewehr aushändigen würden, um notfalls einen Weißen zu erschießen. Sie aber drückten mir einen Stapel Bücher in die Hand: Von Malcolm X bis zu Frantz Fanon. Und dann erklärten sie mir, dass es nicht um Hautfarbe ginge, sondern um den gemeinsamen Klassenkampf. Also um die Ungleichverteilung von Besitz und Macht. Und dass die kapitalistische Maschinerie von der Uneinigkeit der Ausgebeuteten profitiert. Deshalb wurden die Black Panther auch gewaltsam zerschlagen, während auf Rassentrennung beharrende Organisationen wie der Ku-Klux-Klan unangetastet blieben.

Was könnte helfen, diesen jahrhundertealten Rassismus zu besiegen?

Jamal Joseph: Präsident Trump hat viele seiner Anhänger vor allem aus der ärmeren weißen Unterschicht zu dem Glauben angestiftet, dass ihre braunen, schwarzen, asiatischen oder spanischsprechenden Mitmenschen Schuld an ihren Problemen haben. Nichts fürchten die Herrschenden mehr als eine Zusammenarbeit über Rassengrenzen hinweg. Das bewerkstelligte etwa der (von der Polizei im Schlaf ermordete) Black-Panther-Anführer Fred Hampton Ende der Sechziger in Chicago: Er brachte in seiner Rainbow Coalition arme Schwarze, Latinos und Weiße dazu, zu erkennen, dass sie alle unter denselben Mechanismen des Kapitalismus leiden und sie diesen nur gemeinsam überwinden könnten. Wir werden die Trump-Fanatiker nicht bekehren können. Aber ich setze auf ihre Kinder, die Colleges und High Schools besuchen, um mit ihnen irgendwann eine neue Rainbow Coalition zu gründen.

Was ist der Unterschied der Proteste heute zu dem einstigen organisierten Widerstand der Black Panther?

Jamal Joseph: Viele der Jugendlichen, die heute mitmarschieren, sind wütend und frustriert, haben aber so gut wie keine politische Vorbildung. Ihr Instinkt sagt ihnen, eine Ladenkette oder eine Polizeistation als Symbole der Unterdrückung zu sehen. Aber wenn sie Gebäude anzünden, Autos umstürzen, Geschäfte plündern, bleiben sie der Wut des Moments verhaftet. Ich verstehe diese rebellischen Instinkte nur zu gut. Eine langfristige Bewegung aber sollte über die bloße Reaktion hinausgehen.

wirklich weit gebracht.«

»Sir, ich frage Sie jetzt zum letzten Mal nach Ihrem Führerschein und Ihrer Zulassung.«

Er lächelte weiter, blieb weiter regungslos.

»Wie lautet Ihr Name, Miss?«, fragte Smith auf der anderen Seite des Wagens.

»Sprich sie nicht an, fuhr ihn der Mann an und wandte sich um. Von seiner Position aus konnte er sicher nicht mehr sehen als Smiths Marke (*tut uns leid, wir sind nämlich wirklich echte Cops*) und vielleicht noch den Griff seiner Pistole im Holster (*ja, auch die ist echt*).

»Geht es Ihnen gut, Miss?«, fragte Smith die Frau. *Schauen wir doch mal, wie es dem weißen Mann schmeckt, wenn man ihn ignoriert.* Ihr Ge-

sicht konnte er immer noch nicht sehen, doch beim Atmen bewegte sich ihr Haar zumindest hin und wieder so weit, dass er die rechte, aufgeplatzte Seite ihrer Lippen erkennen konnte. Dennoch weigerte sie sich weiterhin, sich ihm zuzuwenden.

Smith warf seinem Partner über das Autodach hinweg einen Blick zu. Beide hätten diesen Wichtigster nur zu gern festgenommen, doch sie waren sich nicht sicher, ob die Zentrale ihnen einen weißen Streifenwagen schicken würde – für einen Verkehrsunfall, dessen einziges Opfer ein Gegenstand war. Zudem hassten es Atlantas acht farbige Polizisten, die weißen Cops zu rufen. Es war eine lästige Erinnerung daran, wie wenig Autorität sie selbst besaßen.

Smith beugte sich erneut zu ihr hinunter: »Ihr Freund ist aber nicht sehr freundlich, Miss.«

»Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht mit ihr reden, Jungchen«, sagte der weiße Mann.

»Sir«, sagte Boggs zu Hinterkopf und Hut in dem Versuch, die Situation wieder unter Kontrolle zu bringen (hatte er die je gehabt?) und genervt davon, dass sein Partner die Eskalation suchte, »wenn Sie mir nicht Führerschein und Zulassung zeigen, dann ruf ich die ...«

Er kam gar nicht dazu, seine lächerliche Drohung zu vollenden, für deren Notwendigkeit er sich so schämte und für ihre Umsetzung in die Tat noch viel mehr, denn inmitten seines Satzes wandte sich

der weiße Mann wieder der Straße zu, legte den Gang ein und der Buick rumpelte vorwärts.

Beide Cops wichen zurück, damit er ihnen nicht über die Füße fuhr.

Der Buick entfernte sich und besaß noch nicht einmal den Anstand, schnell zu fahren. Der weiße Mann floh nicht, er hatte nur keine Lust mehr, so zu tun, als würde ihre Anwesenheit ihn kümmern.

»Halt oder ich ruf die echten Cops!« Smith schüttelte den Kopf. »Komisch, dass das nicht funktioniert.«

*

NACHRUF auf Dumisani Mabaso

Sein Engagement in der Musikszene und in der Antipartheid-Bewegung waren beispielgebend

Liebe Freunde und Freundinnen von Musica Altona: wir sind sehr traurig. Unser Freund, Dumisani Mabaso ist in der Nacht vom 10. auf den 11. 04. 2020 in Johannesburg verstorben.

Unsere Gedanken sind bei seiner Familie, Bethina und Thando, denen wir auch eng verbunden sind.

Dumisani's positive Botschaft wird uns immer begleiten. Mit seiner Musik, seinem Gesang und Trommelrhythmen hat er uns alle begeistert. Es lag ihm besonders am Herzen, Kindern und Jugendlichen diese zu vermitteln mit seinem besonderen Feeling.

Er hat auch Kindern ein Fenster zur Musik geöffnet, die sonst keinen Zugang dazu hatten. Es war ihm dabei wichtig, mit Spaß und Freude an der Musik Kinder in ihrem Selbstvertrauen zu stärken. Hierfür dachte er sich Methoden und Pattern aus, um spielerisch und zugleich mit hoher Musikalität das Trommeln zu unterrichten.

Dumisani hat Musica Altona mitgegründet und unseren Verein bei zahlreichen Anlässen mit seiner Schülergruppe musica altona junior drummers

vertreten. Wir konnten immer auf ihn zählen, er war immer zur Stelle, ohne viel Aufhebens darum zu machen.

Mit seiner Musik führte Dumisani uns in die Welt der wunderschönen Klänge, verzauberte und begeisterte mit seinen Rhythmen und Gesang. Er kombinierte traditionelle mit modernen Klängen und schuf damit ganz eigene Welten.

Auch für Hamburg war Dumisani ein besonderer Glücksfall, eine große Bereicherung: er brachte seine außerordentliche Musikalität und sein Engagement sowohl in die Musik-Szene als auch in die Antipartheid-Bewegung ein. Er vermittelte den Reichtum afrikanischer Musikkulturen, arbeitete mit Musiker_innen und Musikwissenschaftler_innen aller Genres zusammen, die ihn anfragten. 1987 gründete er seine Band DUBE mit Bethina Walbaum. Mit seiner Band ist er deutschland- und europaweit aufgetreten.

Seit 2015 galt sein besonderes Augenmerk auch der Solidarität mit Geflüchteten, er engagierte sich in Workshops und persönlichen Kontakten für sie.

Offen und fröhlich prägte

Dumisani mit seinem positiven Lebensgefühl unsere Runden, sensibel nahm er Zwischentöne wahr und achtete auf alle in der Gemeinschaft, sein Lachen war ansteckend. Wir werden uns immer an Dumisani erinnern. Wir behalten Dumisani in unserem Herz.

PATRICIA RENZ und
MARION WOLF DIETRICH
für Musica Altona e.V.

